

Neue Generationen für die Kulturarbeit gewinnen Kulturarbeit für neue Generationen entwickeln

**Tagung der Evangelischen Akademie Loccum
vom 28. bis 30. November 2006**

Kultur und demografischer Wandel

Von Dorothea Kolland

Meine erste Auseinandersetzung mit „demografischem Wandel“ fand vor über 10 Jahren statt, als meine große Schwester 60 wurde und ich ihr zum Geburtstag eine Fake-Studie des Deutschen Instituts für Altersforschung präsentierte, in der gewisse hochgefährliche Sportarten wie Skispringen, Wildwasserrafing und Bungeejumping für Senioren empfohlen wurden, um die Alterspyramide wieder in einen erträglichen Zustand zu versetzen.

Diese etwas rabiate Empfehlung hat sich – zum Glück – nicht durchgesetzt, die Wahrnehmung des demoskopischen Wandels aber hat sich insbesondere durch die Renten- und Gesundheitssystem-Diskussion erheblich verändert, wobei in der Wahrnehmung durchaus unterschiedliche Intensität zu verzeichnen ist.

In der Kultur ist sie noch nicht so ganz angekommen, bis auf die Tatsache, dass sich Akademien und Fachverbände auch über Kulturarbeit mit älteren Menschen Gedanken machen. Dies ist aber nicht mit „demographischem Wandel“ gleichzusetzen. So wichtig dieses Nachdenken erscheint – als langjährige im Verbands- und Kommunalkontext tätige Kulturfrau werde ich hellhörig: Ist es wieder mal an der Zeit, dass die Kultur in von ihr nicht verursachten und nicht zu verändernden unangenehmen gesellschaftlichen Situationen Gleitcremefunktion erfüllen soll? Oder es will? Kulturpolitik und -management ist immer bereit, Relevanz von Kultur in allen nur möglichen, manchmal auch bedenklichen Kontexten nachzuweisen, denn nur dann ist die Finanzierung gesichert. Ohne diese Umweg-Rentabilität, ohne das „um zu“ in den Vordergrund zu stellen, sind unsere finanziellen Ressourcen rasch endlich. Schnell muss eine neue Terminologie implantiert werden, schnell muss unsere Antragslyrik modernisiert werden, neue Textbausteine entwickelt werden. Es ist zum Verzweifeln.

Das Updaten aus Mode- oder Existenzgründen ist nur lästig und dient selten der Wahrheitsfindung. Allerdings müssen wir, um glaubwürdig zu bleiben, unsere Konzepte immer wieder überprüfen, ob sie mit den gesellschaftlichen Entwicklungen und unseren Erfahrungen Schritt halten. Beispiel: Für mich ist das Konzept der „Kultur für alle“ brüchig geworden, das uns einst so emphatisch den Weg in eine neue Kulturpolitik wies. Es hat zwar die Türen aufgestoßen, aber denen, die draußen sind, kaum beim Hineingehen geholfen. Die große Aufgabe der Teilhabe-Ermöglichung haben wir noch nicht geleistet. Wenn wir alle die bedenken, die als Migranten dabei sind, unsere Gesellschaft grundsätzlich zu verändern, so sind wir von der Realisierung einer „Kultur für alle“ noch weiter entfernt – und vielleicht sind wir auch über den Singular „Kultur“ ins Grübeln gekommen.

Wenn es darum geht, unsere Konzepte zu überprüfen, ob sie den Herausforderungen des demografischen Wandels gewachsen sind und sie ggf. zu verändern, ist ernsthaftes Nachdenken gefragt; die einlullenden Zaubersprüche: „Ein Löffelchen für die aktive Oma, ein Löffelchen für die einsame kleine Susanne, ein Löffelchen für den kulturlosen Speckgürtel, ein Löffelchen für die hoffnungslosen Hauptschüler, ein Löffelchen für die leer stehenden Plattenbauten im Osten“, die Veränderungen weniger schmerzhaft erscheinen lassen, sollten wir nicht anheben. Demographischer Wandel ist ein komplexer Prozess, der komplex bearbeitet werden muss. Er wird langfristig alles verändern, an dem wir uns heute orientieren. Wie heftig diese Veränderung sein wird, ist offen.

1. Was bedeutet „Demografischer Wandel“?

Demografischer Wandel ist ein Prozess, dem jede Gesellschaft unterworfen ist und den sie – zumindest in modernen Zeiten – zu steuern versucht. Es gab ihn auch Deutschland vor dem Bertelsmann-Projekt, denn es bedeutet schlicht und einfach „Veränderung der Bevölkerungsstruktur“ in regionaler, altersmäßiger und ethnischer Hinsicht, auch Genderaspekte spielen eine Rolle, und vieles andere mehr. Die Völkerwanderung, die Pest, der 30-jährige Krieg, medizinischer Fortschritt, Naturkatastrophen, Peuplierungspolitik, Religion, Arbeitsplätze, Kriege, Entdeckung neuer Bodenschätze, um bloß wenige Beispiele zu nennen, waren jeweils Auslöser von demografischem Wandel. Demographischer Wandel bedeutet für Deutschland heute Veränderungen der Faktoren Bevölkerungszusammensetzung in ethnischer Hinsicht durch Migration, Veränderung der Besiedlungsdichte in regionaler Hinsicht in Richtung Schrumpfung und Veränderung der Altersstruktur durch Geburtenrückgang und Verlängerung der Lebensdauer in Richtung Erhöhung des Altersdurchschnitts. Wenn wir uns also mit den Herausforderungen des demografischen Wandels an die bundesdeutsche Kulturpolitik und Kulturarbeit befassen, so können wir uns nicht auf die Veränderung der Altersstruktur kaprizieren und Themen der Regionalentwicklung und der Migration vernachlässigen.

Die Tatsache der Schrumpfung der Städte insbesondere in den östlichen Bundesländern ist spätestens seit dem Projekt der Bundeskulturstiftung, „Shrinking Cities“, in der Hochkultur präsent – vor Ort als Problem schon längst. „Schrumpfende Städte // Shrinking Cities – Internationale Untersuchung“ stellte die Entwicklungen in Ostdeutschland in einen internationalen Zusammenhang und bezog unterschiedliche künstlerische, gestalterische und wissenschaftliche Disziplinen in die Suche nach Handlungsstrategien ein. In Halle waren Beiträge von internationalen Künstlern, Architekten, Filmemachern, Grafikern, Journalisten und Kultur- und Sozialwissenschaftler zu sehen. Die Themen reichten von Verwahrlosung und Aneignung von Räumen, veränderten Alltagspraktiken, Strategien des Überlebens, neuen Arbeitsformen bis zur Entwicklung innovativer Subkulturen und Kritik an bestehenden Planungskulturen. Überzeugend war insbesondere das Fachdisziplinen sprengende Herangehen der Rechercheure um Philipp Oswalt. Ebenso wie Städte und Stadtteile sind Regionen betroffen. Wenn man von Berlin gen Norden durch Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern fährt, bekommt man ein Gefühl für entvölkerte Landschaften.

Ganz banale, aber folgenschwere Konsequenzen ergeben sich für Kultur aus diesen regionalen Bevölkerungsverschiebungen: Braucht eine Stadt, die 1/3 weniger Einwohner hat, nicht auch 1/3 weniger Kultur? Reicht **ein** reisendes Symphonieorchester für ein weitgehend leeres Flächenland mit großen Entfernungen? Entscheidungen, die nicht nur auf einem Zahlenhintergrund zu fällen sind, sondern die Frage nach Identität und/oder Versorgung aufwerfen. (Potsdam – Theaterneubau). Wollen wir diese Frage so beantworten, dass nicht nur betriebswirtschaftliche Kriterien

eine Rolle spielen, so muss sich Kultur einem dem demographischen Wandel entsprechenden konzeptionellen Strukturwandel unterziehen.

Ein anderer Auslöser demografischen Wandels ist die Migration, die Deutschland seit vielen Jahren verändert hat und vor zwei Jahren den Status eines Einwanderungslands gebracht hat. Immigration nach Deutschland ist notwendig. Das wissen alle, die Einblicke in Wirtschaft und Rentenkassen haben. Ohne Zuwanderung würde die deutsche Bevölkerung in jeder Generation um mehr als 30% sinken. Heute sind ca. 20% der in Deutschland lebenden Menschen nicht-deutscher Muttersprache. In Augsburg und Stuttgart sind es 30%, in großen Bereichen von Neukölln, Kreuzberg und Wedding mehr als 50 %.

Diesen demografischen Wandel hat Kulturpolitik und Kulturarbeit noch gar nicht verkräftet. Die Kulturetats sind so gut wie vollständig gebunden in den kommunalen oder staatlichen Kultureinrichtungen, in die Migranten nur ausnahmsweise gehen. Die Gründe dafür sind vielfältig, das Ergebnis niederschmetternd, aber offenbar noch nicht alarmierend genug, um ernsthaft über Veränderungen nachzudenken. Die Leitkulturdebatte scheint wichtiger. Demographischer Wandel, der von Bevölkerungsveränderung im Sinne von Immigration und Internationalisierung ausgelöst ist, der akzeptiert ist und sogar als notwendig erachtet wird, muss eine Veränderung der Kulturpolitik im Sinne von Vielfalt und Pluralität zur Folge haben.¹

Der dritte Faktor des demografischen Wandels ist die Veränderung der Altersstruktur, die in ihrer Verkoppelung von geringerer Geburtenrate und längerer Lebensdauer sowohl zu einer Abnahme der Bevölkerung wie zu einer strukturellen Verschiebung der Verteilung der Altersgruppen führt. Seit der Renten- und Gesundheitsreformdebatte bewegt die Erkenntnis der Bevölkerungsentwicklung zunehmend die Gesellschaft, und sie ist ja auch der Auslöser dieses Projekts. Deshalb werde ich mich im Folgenden auch auf diese Frage konzentrieren. Dabei sei aber versucht, die anderen Faktoren demographischen Wandels nicht aus den Augen zu lassen.

2. Methusalem-Komplott versus Zwergenaufstand

Oft wird mit „demographischem Wandel“ ein Schreckensszenario entworfen, in dem entweder die Alten oder die Jungen demnächst auf Kosten der jeweils anderen zu kurz kommen würden. Der Anbetung des Jung-Seins, die insbesondere auf dem Arbeitsmarkt verheerende Folgen hatte, antwortete das „Methusalem-Komplott“, zu dem der FAZ-Feuilleton-Chef Frank Schirrmacher diejenigen aufrief, die (noch) fähig seien, dem Jugendwahn ein Ende zu setzen. Der Initiative der „Grauen Panther“ – deren unruhiger Geist durchaus nicht zum Schweigen gekommen ist, s. der Einzug von „Grauen“ in drei Berliner Bezirksparlamente - folgt der „Zwergen-Aufstand“, mit dem junge einflussfähige Menschen versuchen, ihre Rechte gesetzlich abzusichern. Auf der Ebene der Interessengruppen wird mit harten Bandagen gekämpft, im politischen Feld ist es mittlerweile zur Initiative von 36 – meist jungen – Bundestagsabgeordneten gekommen, die eine Verfassungsänderung im Sinne von „Generationengerechtigkeit“ durchsetzen wollen, verknüpft mit der Nachhaltigkeitsverpflichtung. Damit steht das Thema endgültig auf der politischen Agenda. Der gerade in die Kinos gekommene Film „Children of Men“, in dem eine Welt ohne Kinder das Szenario abgibt, wird die Diskussion weiter befördern.

In den verschiedenen Fachwelten ist das Thema im Sinne von Generationen- und Lebensalterforschung längst gegenwärtig, in der Zukunftsforschung ebenso wie Jugend- und Familienforschung und in der Gerontologie. In den Kinder- und Jugendberichten der Bundesregierung ist es ebenso präsent wie in den Bundesaltenberichten; Stadtplaner, Architekten, Ökonomen und die

¹ Dorothea Kolland: Kulturelle Vielfalt: Diversität und Differenz. In: Jahrbuch für Kulturpolitik 2006, Hrg. Kulturpolitische Gesellschaft, Essen 2006

Wirtschaft kümmern sich. Bemerkenswert ist das große Interesse der Freizeitforscher, die ihrerseits eng mit der Tourismusindustrie und dem Weiterbildungsgewerbe verquickt sind, an der Entwicklung von generationengerechten Angeboten – natürlich insbesondere für die Zielgruppe der zahlungskräftigen Senioren.

Noch wenig hat die Kulturwissenschaft und Kulturforschung darüber nachgedacht, welche Bedeutung Kunst und Kultur für ältere Menschen hat. Hier wird weitgehend unhinterfragt von einer hohen Wirkungsmacht ausgegangen. Noch viel weniger ins Forschungsinteresse ist geraten, welche Bedeutung ältere Menschen für Kunst und Kultur haben. Ist es nicht merkwürdig, dass die meisten Dirigenten zwischen 60 und 70 Jahren auf dem Höhepunkt ihrer künstlerischen Arbeit stehen, und – wenn sie noch hören können – auch noch länger? Weil es einen so hohen Seltenheitswert hat, weise ich auf das Buch von Margrit Kinsler hin, „Alter – Macht – Kultur – Kulturelle Alterskompetenzen in einer modernen Gesellschaft“.²

Ganz anders sieht es auf der Seite der Kinder und Jugendlichen aus. Dass kulturelle Bildung, ästhetische Erziehung für jedes Kind entscheidender Faktor der Persönlichkeitsentwicklung ist und deshalb ein Grundrecht sein muss (von dessen Realisierung wir allerdings noch weit entfernt sind), hat durch das Jugendhilfegesetz schon fast Verfassungscharakter; viele, viele Wissenschaftler, Forschungsinstitute und Verbände, vermutlich wir alle, die wir hier sitzen, setzen sich für dessen Verwirklichung ein – und das ist auch gut so, um unseren Berliner Regierenden zu zitieren. Dass wir es noch nicht geschafft haben, kulturelle Bildung Pisa-Rang zu verschaffen, weshalb diese zunehmend hinten herunter fällt, ist eine andere, sehr bestürzende Geschichte.

Das Nachdenken über Generationsspezifika kultureller Einstellungen und Handlungsweisen wie das Praktizieren von Kultur geschieht jedoch meist fein säuberlich separiert, der Altersforscher versteht nichts von Jugendkultur und umgekehrt. Eine Fachtagung wie die kürzlich in Greifswald stattgefundenen, „Medien im Lebenslauf“³, hat Seltenheitswert. Die Forschungsinstitute haben Recht, die Bertelsmannstiftung hat auch Recht – die Aufgabe, im Kontext von demografischem Wandel neu nachzudenken und neu zu strukturieren, ist noch nicht so recht bei uns angekommen. Aber was ist unsere Aufgabe? Sollen wir für das Recht von Kindern, von Jugendlichen, von Senioren auf Kultur kämpfen? Eines möglicherweise auf Kosten des anderen? Ich würde da gerne das Tagungsthema umformulieren: „Alle Generationen für die Kulturarbeit gewinnen – Kulturarbeit für die Zukunft entwickeln“. Wenn die Forderung der Generationengerechtigkeit ernst gemeint ist, so ist es doch dies, was wir anstreben sollten: Kulturarbeit, die allen gerecht wird und in der alle vorkommen.

3. Zielgruppen- oder intergenerative Kulturarbeit?

Wenn wir uns mit Kultur und demographischem Wandel befassen, so befassen wir uns selbstverständlich immer mit dem Verhältnis der Generationen zu Kultur und dessen Veränderungen, und natürlich mit dem Verhältnis der Generationen zueinander. Die Verbundenheit der Generationen trotz Verfall von Großfamilien und Zunahme der Ein-Personen-Haushalte ist ein zentrales Element des gesellschaftlichen Zusammenhalts, die Verantwortung der Generationen füreinander ist im Generationenvertrag unseres Sozialsystems festgeschrieben. Bedeutet dies auch für Kultur, dass wir kein Generationen-Schubladendenken betreiben, sondern alle Generationen im Blick haben müssen, wenn wir der Kultur eine Rolle zuweisen wollen? Ist es nun logisch und selbstverständlich, wenn ich als Deus ex machina die Notwendigkeit der intergenerativen Arbeit

² Hamburg 2003

³ Medien und Lebenslauf. Demografischer Wandel und Mediennutzung. Alfried Krupp Wissenschaftskolleg Greifswald. Juni 2006

vom Himmel herab rufe, in der die Stärken, die berühmten Potentiale aller Generationen zusammenkommen? An der Idee, die ja immer wieder durch Sonderprogramme und Modellversuche unterstützt und gefördert wurde, ist ja auch ganz viel dran: Sie implantiert Jahrtausende alte Generationensolidarität als innovatives Modell generationsverbindender Kulturarbeit. Ist es sinnvoll, nur noch über generationsübergreifende Kulturarbeit nachzudenken? Soll Zielgruppenarbeit, die heute die Kulturlandschaft bestimmt, wenn es um verschiedene Generationen geht, zum Auslaufmodell erklärt werden?

Einerseits: Die Probleme von Zielgruppenarbeit wären aufgehoben: keine altersspezifische Meinungs- oder Fraktionsbildung und Rückzugsmöglichkeiten, keine Notwendigkeit altersspezifischer Rücksichtnahme, weniger Störfaktoren, mehr altershomogene Gemütlichkeit – bei beiden Zielgruppen, Jung oder Alt. Natürlich sind damit auch die Chancen von Zielgruppenarbeit aufgehoben, bei der man ohne Zweifel präziser und genauer an den Potenzen und Möglichkeiten der jeweiligen Gruppe ansetzen und arbeiten kann.

Mir scheint, dass Zielgruppenarbeit im Generationenkontext ein höheres Potential an Freiheit und Entfaltungsmöglichkeit birgt. Dies berichten mir seit vielen Jahren die Menschen, die in den Projekten meines Neuköllner Arbeitsbereiches „Dritter Frühling“ involviert sind, in dem Künstler Workshops in den Bereichen Performative und Bildende Kunst anbieten, die sowohl in die Rubrik „Lebenslanges Lernen“ wie „Befreiung kreativen Potentials“ passen. Sie genießen es, ohne Scheu, relativ konkurrenzfrei ihre Begabungen zu entdecken, bei anderen Teilnehmern auf ähnliche Lebenserfahrungen zu stoßen, in ähnlichem Tempo arbeiten zu können.

Andererseits: Intergenerative Kulturarbeit als umfassende Lösung? Wir bieten immer wieder auch intergenerative Werkstätten an, in denen Jugendliche oder ältere Kinder zu den Alten stoßen, z.B. zu Graffiti-Workshops oder zum Fotografieren, wir haben im Museum ein großes Modellprojekt, gefördert vom Bund, hinter uns. Die „Alten“ freuen sich, mit Jungen zu tun zu haben, sie sind sehr bereit zu lernen, und die Jungen sind immer ganz erstaunt, dass es Alte gibt, die gut mit ihrer Jugendsprache klarkommen und viel im Kopf haben. Aber diese Workshops werden von beiden Seiten als anstrengend empfunden. Dies würde mich nicht hindern, sie stärker in den Mittelpunkt zu stellen, wenn ich nicht beobachten würde, dass das Freiheitspotential gegenüber der Notwendigkeit der gegenseitigen, fürsorglichen Rücksichtnahme zurücktreten müsste. „Wir leben doch eh in einer Gesellschaft von Egoisten, da kann dies nur gut sein“, mögen Sie mir antworten. Dies kann ich aber bei den Senioren, die zu uns kommen, nicht feststellen – fast alles ältere Frauen, die ein hartes Leben der Berufstätigkeit und der Kinderaufzucht hinter sich haben, ganz selten Zeit nur für sich selbst hatten – zu uns kommen nicht die Wilmersdorfer Witwen. Sie genießen die Freiheit, sich in ihrer Altersgruppe zu bewegen, sie genießen, dass keine Kinder um sie wuseln, dass es ruhig ist, dass sie in ihrem Tempo konzentriert arbeiten können, dass sie ihre eigenen Spielregeln haben. Und manchmal durchbrechen sie diese Ruhezone gerne, aber eben nicht grundsätzlich.

Natürlich genießen es alte Menschen wie Kinder, wenn die Alten den Kleinen Geschichten erzählen und ihnen bei den Hausaufgaben helfen. Ich bin meiner Oma unendlich dankbar für die vielen, vielen Geschichten, die sie mir erzählte, und ich freue mich, irgendwann selbst mal Oma zu sein, um meinen Enkeln diese tollen Kinderbücher, die man sich als Erwachsener nicht zu lesen traut, vorzulesen.: Das Solidarpotential, das sich aus diesem Einverständnis ergibt und das sich aus produktivem Zusammenleben der Generationen entwickelt, ist möglicherweise die stärkste Kraft gegen einen Krieg der Generationen, den sowohl das Methusalem-Komplott wie der Zwergenaufstand provozieren könnte. Dieses sollte nicht durch Schubladenstrategien geschwächt werden. Wenn der Altersunterschied nicht konstituierendes Element eines Projekts, einer Gruppe, eines gemeinsamen Kulturerlebnisses ist, sondern nur das Thema, die künstlerische

Aufgabe, das zu erwartende Rezeptionserlebnis, wenn die verschiedenen Generationen jeweils spezifische Inputs in die gemeinsame Aufgabe geben, ihre ästhetischen Erfahrungen teilen, auf die Spezifik des Anderen achten, so wäre die quantitative Altersverteilung innerhalb der Gruppe relativ gleichgültig, weder Komplott noch Aufstand wären vonnöten. Dennoch: Das Freiheitspotential möchte ich gegenüber dem Solidarpotential nicht aufgeben.

4. Respekt vor der Differenz

So alptraumhaft eine Zukunft mit weniger Kindern ist – ich wohne in einer schönen Gründerzeit-Straße in Charlottenburg; die Laden- und Bewohnerstruktur aber und damit das Straßenleben ist ein kleiner Vorgeschmack auf solche Zeiten –, so alptraumhaft ist ein Leben, aus dem alte Leute ausgegrenzt werden: Weniger Kinder bedeutet Abschneiden von Fantasie, Neugier, Streben nach Grenzenlosigkeit. Weniger Alte aber heißt Verzicht auf Weisheit. Nicht nur, weil Oma und Opa gute Plätzchenrezepte und aufregende Märchen wissen, sondern weil uns objektiv Tradierung, Geschichtsbewusstsein und Weisheit fehlte. Generationsgerechtigkeit bedeutet Respekt voreinander. Davon fehlt in unserer Kultur eine ganze Menge: Weder bringen viele ältere Menschen genügend Respekt vor Bewegungs- und Äußerungsdrang (=meistens: Geschrei und Chaos) von Kindern, aber auch vor ihren Denkwege auf⁴, noch bringen die Jüngeren Respekt vor Lebenserfahrung und Weisheit mit.

Eine Konfrontation mit völlig anderen Werten und Einstellungen gerade dem Alter gegenüber könnte die Verzahnung eines anderen Aspektes des demografischen Wandels mit sich bringen, den der Veränderung der Bevölkerung durch Migration. Sowohl nah- wie insbesondere fernöstliche Kulturen, vor allem diejenigen, die konfuzianisch geprägt sind, sind geprägt von tiefem Respekt vor dem Alter bzw. vor älteren Generationen und von der Selbstverständlichkeit der Fortsetzung der Traditionen, allerdings auch von einem hierarchischen Gesellschaftsmodell. Diese Generationenkonzeption beinhaltet heftige Barrieren gegen Unabhängigkeit, Individualismus, Freiheit und Innovation, die gerade für junge Menschen zu zerstörerischen Zwängen führen können. So weit die Langzeitbeobachtung interkultureller Prozesse schon aussagefähig ist, ist weltweit ein gegenläufiger Prozess zu beobachten: Der Verehrung des Alters um des Alters willen aus kultureller Tradition und Konvention heraus scheint weltweit ein absehbares Ende gesetzt zu sein. Ob damit der Respekt vor Alterswissen und Lebenserfahrung oder gar aus Liebe zu den Eltern auch ein Auslaufmodell ist, ist damit nicht gesagt. Ich zitiere Feridun Zaimoglu: „Der Vater geht zum Ordnungsamt, kommt wieder und muss sich hinlegen. Das versteht man erst mal nicht. Er sagt dann: Mein Stolz wird jedes Mal mit Füßen getreten. Das hat alles nichts mit Weinerlichkeit zu, aber nur deshalb habe ich heute auch Respekt und Liebe für meine Eltern. Ich habe Respekt. Ich schlage die Beine nie übereinander. Wenn mein Vater in den Raum kommt, stehe ich auf. Ich sieze meine Eltern, ich sieze meine Verwandten. Ich bin aber völlig konträr zu ihren Ansichten: Ich will nicht in die Türkei zurück. Ihre Lebensweisheiten gehen mir am Allerwertesten vorbei. Aber Liebe und Respekt. Weil man das ganz genau versteht...“⁵

Ob Zaimoglus Vater seinem Sohn, seiner Tochter mit ähnlichem Respekt begegnet, bleibt offen. Es ist nicht unbedingt zu vermuten. Meine Vorstellung von Generationengerechtigkeit, die auf Respekt voreinander basiert, beinhaltet dieses allerdings. Von der Tradition der Eltern abwei-

⁴ Die Beiträge und Leistungen von Kindern für Kultur und Wissenschaft sind in den letzten Jahren intensiver beobachtet worden. Die Arbeiten von Donata Eschenbroich vom Deutschen Jugendinstitut oder die Arbeiten des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte zusammen mit dem Neuköllner Comenius-Garten haben spannende Erkenntnisse erbracht.

⁵ Zit. Nach: Weillbacher, Andrea: Respekt, in: Busse, Bettina (Hrg): Gute Töchter, gute Söhne. Von Missverständnissen des Zusammenlebens. Berlin 2004, S. 109

chende Ansichten und Wege der Kinder, besonders der Töchter, erfordern ebenso Respekt wie umgekehrt.

5. Teilhabe als Voraussetzung für Generationengerechtigkeit

Alle Diskussionen über eine verträgliche Gestaltung des demografischen Wandels können als nachgeordnet beiseite gelegt werden, wenn nicht sichergestellt ist, dass sie wirklich alle Gruppen der Gesellschaft betrifft. Das Problem der Exklusion, insbesondere der sozialen Exklusion, verstellt Zukunft.

Wir haben in unserem reichen Land das Problem von Kinder- und Altersarmut, beides mehr oder weniger versteckt, beides unverschuldet und zukunftsbedrohend – für Kinder natürlich viel weitergehend als für alte Menschen, für alte Menschen aber persönlichkeitsbedrohender und oft als Scham und Schande versteckt.

Die Ursachen der Armut kann Kultur nicht beseitigen, sie kann aber deren Auswirkungen auf zwangsläufigen gesellschaftlichen Ausschluss mitgestalten – wie die Konsequenzen von Ausgrenzung aufgrund ethnischer oder regionaler Herkunft und Behinderung. Ich sage dies mit aller Vorsicht, denn die Möglichkeiten sind nicht groß, aber eben vorhanden, sie sollen nicht Kleister-, sondern Empowerment-Funktion haben.

Die „social exclusion“ aufzuheben steht seit 2000, seit der Konferenz von Lissabon, auf der offiziellen europäischen Agenda, bis 2010 sollen grundsätzliche Veränderungen der Politik vollzogen sein. Um dieses europäische Politik in Handlung umzusetzen, wurden in den meisten Mitgliedsländern nationale Aktionspläne verabschiedet.

Der Kulturpolitik wird eine wichtige Funktion im Kampf gegen Armut beigemessen: „Die Teilnahme an kulturellen Aktivitäten ist eine wichtige Möglichkeit, mit der Menschen und Gemeinschaften ihre eigene Identität bestimmen und ausgestalten und diese anderen vermitteln.(...) Somit ist die Kultur ein Mittel für die aktive Teilhabe an der demokratischen Gesellschaft. Die Förderung des Zugangs zu kulturellen Aktivitäten und die Teilnahme daran ist ein ebenso bedeutsamer und gewichtiger Faktor bei der Errichtung einer integrativen Gesellschaft wie die Förderung der Teilnahme an den Bereichen Wirtschaft, Beschäftigung oder Soziales. Im Vergleich zur Sozialpolitik ist für kulturelle Aktivitäten entscheidend, dass diese einen positiven Ausgangspunkt haben: Menschen werden nicht als Problem, sondern als potenzielle und konkrete Bereicherung angesehen.“⁶

Ein Zwischenbericht wurde über der Stand der Entwicklung aus dem Blickwinkel Kulturpolitik vorgelegt (Brüssel 2005, University of Newcastle), der für die Wertschätzung der Kultur als Beitrag zu gesellschaftlicher Teilhabe in Deutschlands Politik außerordentlich niederschmetternd ausfiel. In all den vielen nationalen Aktionsplänen – vom Bundesaltenplan angefangen (zuständig sind jeweils die Familien- oder Sozialministerien) kommt Kultur nicht vor, es sei denn als Feld für Preisnachlässe. Über Empowerment, Persönlichkeitsentwicklung, Partizipation, über kulturelle Potentiale wird nicht nachgedacht,

Alle, die wir uns hier treffen, sind mit Sicherheit von der zentralen Bedeutung kultureller Bildung überzeugt: Sie ist die zentrale Qualifikation, die zu Befähigung zur Teilhabe und zu Teilhabe führt – nicht nur zu Teilhabe in kulturellen Kontexten, sondern auch zu „social inclusion“, gesellschaftlicher Teilhabe. Wir kämpfen alle im schulischen und außerschulischen, im kommunalen oder NGO-Kontext., als Wissenschaftler oder Praktiker, als Politiker oder als Eltern dafür. Es

⁶ Europäische Kommission Beschäftigung und Soziales: Gemeinsamer Bericht über die soziale Eingliederung. Brüssel 2004, S. 86

scheint so, als ob die bildungs- und kulturpolitische Landschaft offener dafür geworden sei, wenn auch in der Praxis die Angst vor Pisa vieles zerstört.

Was Mut machen sollte und Kraft schöpfen lässt, ist die Tatsache, dass kulturelle Bildung eine lebenslange Bedeutung hat, sowohl im Sinne von lebenslangem Lernen wie auch im Sinn von Basiswissen, Basiserfahrung, die das ganze Leben lang hält. Wir kennen dies aus Erzählungen unserer Vorväter und -mütter, die tradieren, wie man in hohem Alter oder in der Stunde extremer Not in der Lage war, in der Kindheit gelernte Choräle und Bibelsprüche zu rezitieren und ähnliche Geschichten, wir wissen um die Probleme, als älterer Mensch ein Musikinstrument zu lernen, wir kennen aber auch den dummen, aber nicht ganz falschen Spruch: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr.“

Man muss lernen, zu lernen – und dies als junger Mensch. „Die Frage nach der Bildungsstruktur des Einzelnen ist die Frage nach den Möglichkeiten zur Entwicklung lebenslanger Lernfähigkeit und zur Entwicklung und Pflege sozialer und kommunikativer Möglichkeiten. Bei schwächeren und schwachen Bildungsvoraussetzungen sind diese Möglichkeiten geringer und gering ausgeprägt gegenüber der stärkeren und starken Bildungsvoraussetzung. Die Erwartung, das Alter könne möglicherweise einen kulturellen Beitrag zur zukunftsfähigen Gestaltung der Gesellschaft leisten, kann sich in erster Linie nur an die mit entsprechender Kompetenz ausgestattete Persönlichkeit richten.“⁷ Bildung und in der Folge Bildungsaktivitäten könnten so „als eine der größten Altersressourcen“ angesehen werden.

In diesem Sinne und mit diesem Wissen ist Bildung und insbesondere Kulturelle Bildung ein entscheidender Schlüssel zu Teilhabe – Teilhabe an gesellschaftlichen wie an kulturellen Entwicklungen. Teilhabe wiederum ist die Voraussetzung und zugleich das Ziel, den demografischen Wandel unserer Gesellschaft so zu gestalten, dass er den Gleichheitsgrundsatz unserer Verfassung nicht aushöhlt. Das klingt sehr unkonkret, fordert aber in Konsequenz konkrete politische und praktische Leitlinien – für Kulturarbeit mit allen Generationen, nicht nur für Junge, nicht nur für Alte.

6. Vielfalt, Offenheit, Pluralität:

Die Antwort der Kultur auf den demographischen Wandel

Die Antwort der Kultur auf demografischen Wandel kann nicht die Bevorzugung oder Konzentration auf bestimmte Bevölkerungsgruppen sein, egal ob Altersgruppen, ethnische Gruppen oder regionale Konzentrationen. Wenn die Gestaltung der Teilhabe an Kultur eine akzeptierte Grundlage der Arbeit ist, so muss die Frage des „Wie“ der Gestaltung der Teilhabe an Kultur beantwortet werden – und wie hat sieht das aus, was wir zur Teilhabe anbieten? Einen bunten Eintopf der Kultur für alle? Das neoliberale Konzept der Kultur der Lebensstile? Die deutsche Leitkultur? Klassen- und schichtenspezifische Kultursegmente?

Im Kontext der Diskussion über Kulturpolitik der Zukunft ist für mich unter dem Gesichtspunkt der ethnischen Vielfalt, der Konsequenz von Migration und einer der Auslösefaktoren des demografischen Wandels in Deutschland wie Europa, die einzige zukunftsorientierte Antwort, die unserer Verfassung gerecht wird, die der „cultural diversity“ geworden, also die Politik der Vielfalt, die auch Unterschiede akzeptiert. Den meiner Überzeugung nach weiterführenden Weg wies die UNESCO in ihrer langjährigen Debatte, die sie 2001 in der „Allgemeinen Erklärung zur kulturellen Vielfalt“ zusammenfasste. Damit stand die „Kulturelle Vielfalt“ auf der politische Programm-Agenda der Bundesrepublik, wenn auch nur zögerlich rezipiert und wenn, dann in

⁷ Kinsler S. 29

der Debatte um Interkulturalität. Sie sollte aber gleichermaßen als Leitmotiv für Kulturpolitik insgesamt gelten, denn nur eine Kulturpolitik der Vielfalt kann angemessen auf Veränderung reagieren. Im Artikel 2 der Allgemeinen Erklärung, der auf den Zusammenhang zwischen kultureller Vielfalt und kulturellem Pluralismus eingeht, heißt es: „In unseren zunehmend vielgestaltigen Gesellschaften ist es wichtig, eine harmonische Interaktion und die Bereitschaft zum Zusammenleben von Menschen und Gruppen mit zugleich mehrfachen, vielfältigen und dynamischen kulturellen Identitäten sicher zu stellen. Nur eine Politik der Einbeziehung und Mitwirkung aller Bürger kann den sozialen Zusammenhalt, die Vitalität der Zivilgesellschaft und den Frieden sichern. Ein so definierter kultureller Pluralismus ist die politische Antwort auf die Realität kultureller Vielfalt. Untrennbar vom demokratischen Rahmen führt kultureller Pluralismus zum kulturellen Austausch und zur Entfaltung kreativer Kapazitäten, die das öffentliche Leben nachhaltig beeinflussen.“⁸

Wichtig ist in diesem Kontext ein Bedeutungsunterschied von Diversität und Multikulturalität: „Cultural Diversity“, das originale Wort der Konvention, bedeutet mehr als Vielfalt – und dieses „mehr“ ist außerordentlich wichtig: Es bedeutet Mannigfaltigkeit, Vielfalt, aber auch **Diversität** und **Verschiedenheit**. Leider gibt es keine diese Bedeutungsbreite umfassende Übersetzungsmöglichkeit, man muss also immer Vielfalt **plus** Differenz denken. Die Erkenntnis, das Kennenlernen, das Umgehen, das Abwägen, das Akzeptieren (und auch Ablehnen), das sich Verändern macht den Reichtum, den Zugewinn von kultureller Vielfalt, die auch Verschiedenheit ist, aus. Dieser Zugewinn kann aber nur dann fruchtbar werden, wenn die differierenden Werte, Traditionen, Erfahrungen, Lebenspraxen erkannt, zueinander in Bezug gesetzt, in der gesellschaftlichen Interaktion erprobt werden und sich einvernehmlich in diesem Prozess entstandenen Regeln unterwerfen. Pluralismus ist zentrales Leitbild moderner Demokratien, deren politische Ordnung und Legitimität ausdrücklich auf der Anerkennung und dem Respekt vor den vielfältigen individuellen Meinungen, Überzeugungen, Zielen und Hoffnungen beruht: Keine Instanz darf in der Lage sein, allen anderen ihre Überzeugung aufzuzwingen. Das Essential des Pluralismus ist der Konsens, seine Grenzen die der demokratischen Grundordnung. Oder mit den Worten der „Allgemeine Erklärung zur kulturellen Vielfalt“ der UNESCO: „Kultureller Pluralismus ist die politische Antwort auf die Realität kultureller Vielfalt. Untrennbar vom demokratischen Rahmen führt kultureller Pluralismus zum kulturellen Austausch und zur Entfaltung kreativer Kapazitäten, die das öffentliche Leben nachhaltig beeinflussen“.

Ich muss gestehen, es war für mich ein aufregender Moment, als ich begriff, dass das Verständnis von „cultural diversity“, das sich für mich zum Schlüssel einer zukunftsorientierten multiethnischen Kulturarbeit in einem Einwandererland entwickelt hat, vermutlich auch ein Schlüssel zum Öffnen einer Tür zur Funktion von Kultur im demografischen Wandel insgesamt sein kann. Wandel vollzieht sich langsam – darauf weisen auch alle Demographen hin; Wandel verzieht sich meist nicht so, wie er vorausgesagt wurde, Wandel ist kein Bruch, bei Wandel wird viel mitgenommen, was bei Bruch verloren geht. Generationenbruch ist individuell immer wieder nötig – ich bedaure den Generationenbruch, den wir 68er einst vollzogen, keineswegs; der Generationenbruch, den wir gegenüber unseren Eltern und unsere Kinder gegenüber uns vollzogen, war nötig, aber schmerzhaft – und im Rückblick gesehen fruchtbar. In gesellschaftlicher Dimension gesehen aber kann und muss es ein Wandel sein, der Erfahrung wie Innovation wertschätzt.

In einer Vision von Kulturarbeit sollte es möglich sein, die unterschiedlichen Potenziale zum Tragen zu bringen, nicht gegen einander, sondern – sehr differenziert – miteinander. Deshalb liegt für mich der entscheidende Beitrag, den Kultur bei der Gestaltung des demografischen Wandels leisten kann, in der Vielfalt, die Kulturpolitik ermöglichen kann – und bitte nicht die Differenz

⁸ aus: UNESCO heute. Zeitschrift der Deutschen UNESCO-Kommission. Ausgabe 1-2,2002, S. 2

vergessen. Damit aber dieses Konzept der Vielfalt nicht in Beliebigkeit und Interesselosigkeit an den anderen verfällt, müssen wir versuchen, präziser als heute das „Solidarpotential“ bei Festhalten am „Freiheitspotential“ herausarbeiten: Was kann die jeweilige Generation an Potenzialen in die Kultur einbringen, wo sind win-win-Situationen zu erreichen und deutlich zu machen. Und natürlich ist es von zentraler Bedeutung, die Sinnhaftigkeit einer Mehr-Generationen-Gesellschaft anders attraktiv zu formulieren als durch Zukunftsvisionen, in denen die eine Altersgruppe die andere jeweils aussaugt.

7. Vielfalt und Differenz – Freiräume für Generationengerechtigkeit schaffen

Genau wie bei multiethnischer Kulturarbeit reicht eine solche Überschrift keineswegs, sie muss auf kulturpolitisches Handeln, auf Kulturarbeit herunter gebrochen werden. Im Folgenden seien Beispiele für diese Konkretisierung aus meiner Arbeit genannt, als Anregung für mehr und besseres:

1. Kulturarbeit darf nicht auf eine Generation festgelegt werden, weder auf Kinder, auf Jugendliche, auf Erwachsene, auf Senioren, auf Greise. Die verwaltungsmäßige Separation halte ich für einen Grundfehler, der deutsche Behörden von oben bis unten spaltet. Ich erlebe in Berlin den offenen Krieg – die Kulturverwaltung darf nicht über Kinder und Alte nachdenken, die Jugend- und Sozialverwaltung nicht über Kultur, geschweige denn Kunst. Die mit Stacheldraht und tiefem Verteidigungsgraben umgebenen Ressorts schaffen es immer noch, wunderbare Projekte zu Fall zu bringen.
2. Nachdenken über Teilhabeverbesserung sollte Aufgabe aller Kultureinrichtungen sein, und zwar nicht nur für Kinder – da geschieht es zunehmend –, sondern auch für andere Generationen. Kulturelle Bildung ist keine Domäne nur für Kinder; der Wunsch nach „lebenslangem Lernen“ sollte auch im Kulturbereich untersetzt werden, und nicht nur mit lehrreichen VHS-Kursen.
3. Kulturelle Bildung muss in allen Kultureinrichtungen mit hoher Präferenz realisiert werden, nicht nur in der Schule. Frühzeitig ein Verhältnis zu Kultur, zu Kunst zu gewinnen ist eine Investition für das ganze Leben. Förderung kindlicher Kreativität, das Eintauchen in Kindertheater und Literatur, Singen und Bewegung muss jedem Kind zugänglich sein. Dann besteht die Hoffnung, dass es auch im späteren Leben als Repertoire von Leben, Erkenntnis und Sinnlichkeit zur Verfügung steht.
4. Die kulturelle Praxis sollte eine Vielfalt von Formen bereit halten, in denen intergenerative Projekte ebenso möglich sind wie generationsspezifische. Dies muss sich in Generationenfokussierten Einrichtungen ebenso widerspiegeln wie in Plattformen des Generationentreffens. Der Wunsch nach Rückzug der Generationen auf sich selbst ist zu respektieren, man sollte aber immer wieder versuchen, sie herauszulocken. Es gibt Fälle, wo die Trennung sinnvoll erscheint. Wir diskutieren in Neukölln z.B. über spezielle Öffnungszeiten der Bibliotheken für ältere Menschen, da in unseren Bibliotheken sehr, sehr viele Kinder sind (das ist gut so!), die Lärm machen. Ältere fühlen sich gestört, ich kann das verstehen. Situationen, in denen man „in Ruhe“ gelassen wird (und das kann auch heißen: soviel Lärm machen, wie nötig), sind ebenso erforderlich wie die Plattformen für Gemeinsames. So sollten Zeitzeugengespräche zwischen jungen und alten Menschen keinesfalls als Mode der 90er Jahre auf die Seite gelegt werden, sie sind für Menschen aller Generationen nach wie vor außerordentlich wichtig.

5. Von manchen Traditionen könnte Abschied genommen werden, z.B. vom traditionellen Veranstaltungsbeginn um 20:00 Uhr. Für viele Kinder ist dies in unserer Kultur zu spät (Italiener zeigen uns die Nase), und ebenso für viele ältere Menschen, die sich in ihrem Sicherheitsbedürfnis nicht ernst genommen fühlen. Warum nicht – zumindest am Wochenende, wenn Familien gemeinsam etwas unternehmen können, nicht auch um 11 oder um 16 Uhr? Oder – wie die „After-work-parties“ – um 17 oder 18 Uhr?
6. Wir haben ein sehr striktes Denken, was kindgemäß und was seniorengemäß ist. Die älteren Menschen durchbrechen dieses Denken, zumindest dann, wenn sie Kulturerfahrung haben. Was aber an Repertoire bei vielen so genannten „Seniorenveranstaltungen“ zu erleben ist, ist unbeschreiblich. John Lennon, geboren 1942, würde nächstes Jahr in Rente gehen und damit regelmäßig Einladungen der staatlichen Seniorenbespieler für Polizeiblasorchester, Tanzmusikmelange und nette Volksmusik bekommen. Für Kinder dagegen ist eine Beethoven-Symphonie oder Avantgarde-Tanz „viel zu kompliziert“, wie Erzieher und Eltern meist meinen. Dass es auch ganz anders gehen kann, machen Musiker wie Simon Rattle deutlich. Das „Jugendkulturbarometer“ stellte Klüfte fest, die nicht zuletzt durch solche Einstellungen weiter vertieft werden.
7. Die Erkenntnis, mit dem gleichen Objekt auf unterschiedliche Art etwas anfangen zu können, könnte das so notwendige Gespräch zwischen den Generationen und den Respekt voreinander befördern. Ich führte in jüngster Zeit zwei Diskussionen mit meinem 17-jährigen Sohn, der mir dringend abriet, bestimmte Filme – einmal „Der Teufel trägt Prada“, zum anderen „Borat“ – anzusehen; die seien nichts für mich – nicht weil sie schlecht seien, ich würde sie dank meines Alters einfach nicht verstehen. „Borat“ habe ich noch vor mir, „Der Teufel trägt Prada“, den ich mir ansah, löste eine lange Diskussion aus, und wir stellten beim gegenseitigen Erzählen fest, dass wir im gleichen Film ganz unterschiedliche Sachen gesehen hatten. Dies Phänomen kennen wir alle bei der Lektüre von Büchern – was man mit 20 in einem Buch als belanglos überlesen hat, fasziniert einen möglicherweise mit 60. Durch so ein Erlebnis eine gemeinsame Basis haben, erkennen, dass unterschiedliche Generationen unterschiedlichen Zugang zum Erkenntnisgewinn und Genuss eines Kunstwerks haben und somit einen unterschiedlichen Beitrag zu Kunst und Kultur leisten können – diese Erkenntnis sollte als Qualitätsgewinn in die Überlegungen zum demographischen Wandel eingehen.
8. Es wandelt sich nicht nur die Bevölkerung, die Vorschriften, z.B. die Förderrichtlinien wie Förderpolitik insgesamt sollten dem folgen. Auf Wandel kann man nur reagieren, wenn man Wandel realisiert. Dies bedeutet: Keine Förderung sollte auf ewig gelten, in die Evaluierung müssen Kriterien der Teilhabe sowohl hinsichtlich ethischer wie generationeller Fragen einbezogen sein. In jedem Fördertopf sollte es eine Experimentierklausel geben. Offenheit, Sensibilität, Neugier, Experimentierfreude sind die besten Voraussetzungen, um demographischem Wandel zu begegnen.

Wenn wir zur Gestaltung des demographischen Wandels etwas Relevantes beitragen können, dann die Erkenntnis von Diversität und deren Entfaltung, den Respekt voreinander und das Wissen um eine Generationensolidarität.

Wir brauchen nicht in Hetze, Verzweiflung über Unaufhaltsamkeit oder Schicksalsergebenheit verfallen, aber wir müssen uns kümmern.

Dr. Dorothea Kolland ist Leiterin des Kulturamtes von Berlin-Neukölln